

Kenichi Mishima

Changing Places is Always Good



Geboren 1942 in Tokyo. Studium an der Universität Tokyo, Philosophie, Germanistik und Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaften; ab 1968 zunächst als Dozent, dann außerplanmäßiger und anschließend ordentlicher Professor an der Universität Chiba, Tokyo, Gakushuin; seit 1991 ordentlicher Professor an der Fakultät für Humanwissenschaften der Universität Osaka (Fach: Philosophie und Vergleichende Kulturwissenschaften); von 1970 bis 1972 DAAD-Stipendiat in Tübingen (Philosophie); von 1978 bis 1980 Forschungsstipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung in Bonn (Philosophie); Träger des vom Bundespräsidenten gestifteten Philipp Franz von Siebold-Preises zum wissenschaftlichen Austausch zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Japan (1987). Publikationen: *Nietzsche*, Tokyo 1987. *Die Moderne*, 1989. *Nietzsche und sein Schatten*, Tokyo 1990. *Geschichte der deutschen Intellektuellen seit 1945*, Tokyo 1991. Zahlreiche Aufsätze auch in deutscher Sprache über die japanische Kultur, die Kritische Theorie und Kultursoziologie. Zahlreiche Übersetzungen von Habermas und Adorno. — Adresse: Osaka University, Faculty of Human Sciences, Suita-shi, Yamadoaka 1-2, 565 Osaka, Japan.

Ruhe, Muße, Stille und Zeit, ja viel Zeit — je näher die Abreise nach Berlin rückte, desto öfter geisterten durch meinen Kopf diese Wörter. Nur noch einen Monat, nur noch zehn Tage durchhalten — so dachte ich mir oft, während ich im hektischen Alltag meinen Verpflichtungen nachging, oder zumindest mich so verhielt, als ob ich mir viel Mühe gäbe, verschiedene Aufgaben sach- und amtsgerecht zu bewältigen. Lehrveranstaltungen, Fakultätssitzungen, Gutachtertätigkeit, Vorbereitung und Abfassung von Vorträgen und Aufsätzen, Teilnahme an Kongressen und Arbeitskreisen, Herausgebersitzungen in den Verlagshäusern. Alles mag ja recht interessant sein; doch inzwischen war mein *time budget* so ausgeschöpft, daß nichts Wichtigeres mehr existierte als die Sehnsucht nach Ruhe, Muße, Stille und Zeit, ja viel Zeit, auch Schlaf. *Changing places is always good*, sagte ich vor mich hin. Das war Sep-

tember 1994. (Zur Erläuterung: In diesem „reichen“ Japan gibt es im Prinzip kein System des Freisemesters, es sei denn, man bekommt eine Einladung ins Ausland).

Dann kam der lang ersehnte Oktober 1994. Abfahrt in die zwanglose Arbeit, ja in die Freiheit, in das, was die alten Philosophen mit Selbstseinkönnen bezeichneten. Tatsächlich konnte ich im Wissenschaftskolleg die Ruhe genießen, viel Zeit auch, aber natürlich nicht in dem Ausmaß, wie ich mir, immer noch ein naiver Träumer, alles in meinen Träumen ausgemalt hatte. Dabei wußte ich ja längst aufgrund meiner bescheidenen Erfahrung im praktischen Leben, daß das Verhältnis zwischen Erwartung und Realisierung immer asymmetrisch ist. Die Asymmetrie lag z. T. daran, daß ich von Japan aus einige Arbeiten mitschleppen mußte. In den ersten beiden Monaten mußte ich mich ausschließlich mit dem Abtragen von „Altlasten“ beschäftigen. So mußten noch einige Artikel für das von mir und vier weiteren Kollegen geleitete Nietzsche-Lexikon geschrieben werden und außerdem alle anderen Artikel „durchgecheckt“ werden. Daneben mußte ich die Übersetzungsarbeit vom sogenannten „Passagen-Werk“ von Walter Benjamin, an dem ich mit fünf weiteren Kollegen seit Jahren saß, beenden und dazu ein langes Nachwort schreiben. Zu den „Altlasten“ gehörte auch ein 80-seitiger Aufsatz über „Nietzsche, Jugendstil und Jugendbewegung“, den ich endlich am Ende des akademischen Jahres fertigbringen konnte. Er wurde für eine Beitragssammlung geschrieben, die im Frühling 1996 als erste Nummer der neuen Reihe „Rückblick auf die Philosophie des 20. Jahrhunderts“ im renommierten Kodansha Verlag, Tokyo, erscheinen wird. Oft mußte ich um Mitternacht zur Faxstelle im Bibliotheksgebäude gehen, um Manuskripte noch schnell auf den Arbeitstisch meiner Kollegen und der Verlagslektoren flattern zu lassen. Dann konnte ich meinen Gang durch die Winternacht genießen, in den Hall meiner Schritte mischte sich der alte hektische Arbeitsrhythmus, von dem ich mich noch nicht gänzlich loszulösen vermochte, mit dem ruhigen, langsamen Dasein eines Zurückgezogenen. *Changing places is always good.*

Zu meinem Forschungsplan „Philosophische Theorie des Multikulturalismus“ schrieb ich unter dem Titel „Formen des kulturellen Rassismus“ für die im Iwanami-Verlag (unserem Pendant zum Suhrkamp Verlag) alle zwei Monate erscheinende Zeitschrift für Kultur *Hermes* sechs Aufsätze (das macht gerade eine Jahreslänge aus), die in überarbeiteter Form als Buch im Frühjahr 1996 im gleichen Haus publiziert werden. Es geht erstens um die Frage, welche Faktoren in welchem gesellschaftlichen Zusammenhang zu einer Hierarchisierung von Nationen und ethnischen Gruppen führen, zweitens welche Art von Identitätsvorstellungen

gen in den dominanten und marginalisierten Kulturen innerhalb der modernen Gesellschaft entstehen (Beispiel: Kanonbildung und Betonung des Eigenen, Bezug auf das Primordiale, usw.) und schließlich darum, wie der sogenannte „Blick des Anderen“ in den Texten Niederschlag findet, die auf der Reibungsfläche zwischen dem Eigenen und dem Fremden entstanden sind, also in den Texten, in denen auch implizit Reflexionen über fremde Kulturen vorkommen. Da die Schwierigkeiten, die man heute mit anderen Kulturen, aber auch mit der eigenen hat, oft auf „Erinnerungen“ beruhen, Erinnerungen an die Kolonisierung, an die „Entleerung“ des unterstellten Eigenen durch das Fremde, an die frühere Unterdrückung und den Massenmord, sollte man sich zunächst historisch und textanalytisch mit dem überall lauernenden kulturellen Rassismus auseinandersetzen. Einen Teil dieser Fragen habe ich in den genannten Aufsätzen anhand von Textbeispielen überwiegend aus Deutschland und Japan behandelt. Das Ganze kam aber diesmal nicht über den Reportagecharakter hinaus. Es wurden lediglich Szenen und Texte aus beiden Ländern weniger systematisch als vielmehr ad hoc behandelt. Meine nächste Aufgabe in den nächsten beiden Jahren wird es sein, ausgehend von diesen „Vorstudien“ auf eine theoretischeren Ebene die Fragen umfassender zu behandeln. Die von Solidarität geprägte Auseinandersetzung zwischen dem „hochgesonnenen moralischen Absolutismus“ (Michael Walzer über die Tradition von Kant bis Habermas und Dworkin) und kommunitaristischen Ansätzen ist weiterhin wichtig. Andererseits muß man auch „subjektivistische und unausgegorene neo-nietzscheanische Theorien“ (Taylor) kritisch mitbegleiten, vor allem in Hinblick auf die Frage nach der Wahl von *Theoriestrategien im jeweiligen kulturellen Kontext*.

Mittlerweile denke ich viel darüber nach, wie man die Theorie des Weltsystems, beispielsweise von Wallerstein, in die historische Aufarbeitung des kulturellen Rassismus einarbeiten kann, welche Modifizierung der vorwiegend ökonomisch orientierten Theorie des Weltsystems dabei vorgenommen werden muß, und welche Auswirkung dies alles auf unseren hermeneutischen Rahmen haben wird, in dem wir uns mit den philosophischen Texten aus dem neuzeitlichen Europa auseinandersetzen. Es werden z. Zt. oft und gern Bemerkungen von großen Philosophen zitiert, die ihren Rassismus und Eurozentrismus bloßlegen. Sicherlich wird damit ein denunziatorischer Effekt erzielt. Natürlich muß man die Philosophiegeschichte auf einen kulturellen Rassismus hin abklopfen. Das sollte jedoch nicht als ein Resultat hingenommen werden, sondern die Ausgangsbasis für weitere Reflexionen bilden. Man sollte eher den Universalismus europäischer Provenienz mit der Erinnerung an den gewaltsamen historischen Prozeß, in dem er entstanden ist,

und an den nicht weniger gewaltsamen Rahmen, in dem er heute möglich ist, zu vermitteln versuchen. Das allerdings nicht mit dem Ziel, den Universalismus wegen seiner europäischen „Abstammung“ einfach der Kontextualität (z. B. Kontext des Weltsystems) zu überführen und ihn historistisch zu reduzieren und dabei rassistische „Ausrutscher“ von großen Philosophen genüßlich zu zitieren, sondern um zu einer noch radikaleren Variante des Universalismus zu kommen. Das heißt den Universalismus so zu kontextualisieren, daß die schwache Kraft der Erinnerung (Walter Benjamin) noch mehr zum Tragen kommt. Damit muß man die Selbstgenügsamkeit kritisieren können, mit der ein Teil der europäischen Universalisten die verheerende Wirkung des Kolonialismus verdrängt: Damit kann man auch den Hegemonievorwurf, den die Nichteuropäer an die europäischen Universalisten richten, „entemotionalisieren“. Das wird den langen und nie durchzuschreitenden Weg zur Multikulturalität zumindest möglich erscheinen lassen. In diesem Sinne habe ich im Dienstagskolloquium über den Zusammenhang des modernen Weltsystems und der europäischen Aufklärung gesprochen, um dann am Ende die japanische Variante des „weltoffenen Ethnozentrismus“ kritisch unter die Lupe zu nehmen. Meine These war: Der Begriff „kulturelle Identität“ sollte eher in die Schublade gesperrt werden. Denn er suggeriert ständig die Reduzierung auf das Primordiale (Wir Europäer, Wir Japaner, Wir Deutsche, usw.). Plurale Identitäten, so wie sie der Komplexität der modernen Gesellschaft entsprechen, sind die einzige Möglichkeit in der Zivilgesellschaft. Damit sollte man vor allem der defensiven Identitätsbehauptung in den hochentwickelten Industrieländern, die unter dem Deckmantel des Universalismus und der zivilen Tradition gegen die „fundamentalistische“ und aggressive Selbstbehauptung der wirtschaftlich abhängigen Länder gerichtet wird, entgegenwirken können.

Der Japan-bezogene Teil wurde dann ausgearbeitet und im Rahmen einer Ringvorlesung an der FU Berlin, die Professor Hijjya-Kirschneireit (Japanologie) zum Thema „Zusammenprall der Zivilisationen“ (Huntington) veranstaltete, vorgetragen. Er wird im Frühjahr 1996 zusammen mit Beiträgen der an der Ringvorlesung beteiligten Kollegen im Suhrkamp Verlag erscheinen. Auf die Reaktion vor allem meiner Landsleute bin ich gespannt. Denn ich wollte nicht nur den weltbekannten Ethnozentrismus des japanischen Staates kritisieren, sondern auch den Mythos der gelungenen Modernisierung in Japan und den weitverbreiteten Glauben an die Homogenität der japanischen Nation zumindest relativieren.

Ein Teilthema meines Projekts habe ich in einer Beitragssammlung im Iwanami-Verlag, die ich im Januar mit Freunden herausgegeben

habe, behandelt. Es geht nämlich um den Glauben an die legitimierende und integrierende Kraft der Sittlichkeit. Dieser Glaube ist nicht nur in Japan besonders hartnäckig und unzerstörbar. Er erweist sich in einigen Fällen sogar als richtig, d. h. zustimmungsfähig, obwohl, theoretisch gedacht, mit der zunehmenden Modernisierung, vor allem mit dem Eintreten der Prosperität, das Traditionspolster aufgezehrt werden müßte. Dieser Glaube setzt sich jedoch vielerorts durch, oft unter der wohlwollenden Leitung der neokonservativen Kulturplaner, die mit der Kompensationstheorie hantieren. Warum er so gut funktioniert, sollte in meinem Aufsatz kritisch hinterfragt werden. Dabei wurde Hegel genauso kritisiert wie auch die Rituale und Konventionen, von denen im Leben Japans immer noch eine gewisse Dosis an Integrationspotential erwartet wird. Solange dieser Glaube dominiert, vor allem in den „staatstragenden Schichten“, kann von Multikulturalität keine Rede sein. Die eigenartige Mixtur von Liberalismus und Kulturalismus, die bei uns herrscht, sollte man stärker problematisieren. Es geht nicht so sehr um den vielzitierten „Rechtsrutsch“, als vielmehr um den kulturalistischen Liberalismus bzw. den liberalistischen Kulturalismus.

Zu allen Fragen, Teilfragen und Einzelfragen, die ich oben skizziert habe, konnte ich im Gespräch mit Fellows viel lernen, vor allem über die unterschiedlichsten Situationen und Diskussionsstände in den verschiedenen Ländern und Kontinenten. Vor allem Gespräche mit Mamadou Diawara, Fritz Oser, Panajotis Kondylis und Dieter Langewiesche waren für mich intellektuell immer hoch anregend. *Changing places is always good.*

Ruhe, Muße, Stille und Zeit, die anfangs durch den Wegfall der universitären Verpflichtungen eingetreten sind, verschwanden allmählich, schon wegen des Terminzwangs für die obengenannte Zeitschrift *Hermes*. An die Stelle trat aber, Gott sei Dank, nicht die Hetze, nicht die Eile, auch nicht die Betriebsamkeit, sondern der angenehme sanfte Zwang zur Arbeit. Ab und zu gab es aber doch einige hektische Tage, weil ich, leichtsinnig wie ich bin, hin und wieder der Einladung zu einem Vortrag gefolgt bin. Vorträge über den Toleranzbegriff (in Bayreuth), die Rezeption der Kritischen Theorie in Japan (Frankfurt), Kritische und affirmative Funktion der Philosophie des Willens zur Macht (im Rahmen einer Nietzsche-Tagung in Weimar) und so weiter. *Changing places* im Sinne von Vortragsreise ist nicht immer gut.

In den Monaten, in denen ich als Fellow in Berlin arbeite und etwas vom Leben genießen durfte, jährte sich das Ende des Zweiten Weltkriegs zum fünfzigsten Mal, natürlich nicht nur die beiden Kapitulationstage, sondern auch die Tage, welche die vorausgegangenen Ereignisse markieren, die Befreiungstage von den Konzentrationslagern, der

Kapitulationstag auf Okinawa, die Tage des Atombombenabwurfs usw. Einige kleine Artikel habe ich für Zeitungen und Zeitschriften in Japan geschrieben. Auch in einem langen Nachwort zu einer japanischen Übersetzung einer Beitragssammlung zum Historikerstreit, die endlich unter meiner Herausgeberschaft im Sommer erschienen ist, habe ich vor allem die Unterschiede in den Diskussionsregeln zwischen den beiden Lagern (Revisionisten und deren Kritiker) analysiert und auch die zunehmende zeitliche Distanz zu dem grauenhaften Geschehen als neue Provokation für unsere Generation thematisiert. Die Teilnahme an einem Symposium, das die Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung in Frankfurt über den Atombombenabwurf veranstaltet hat, und die Beteiligung an einer Serie der *Frankfurter Rundschau* zum Thema „der andere Blick“ waren für mich eine besondere Gelegenheit, intensiv über die vergangenen fünfzig Jahre nachzudenken. Das sind ja die Jahre, die meine Generation bewußt durchlebt hat, die aber in sich so vielfältig und kompliziert sind, daß es mir schwerfällt, mit einigen Sätzen dazu Stellung zu nehmen, auch wenn ich das eigentlich tun müßte.

In den Monaten, in denen ich es bei aller Arbeit auch genießen durfte, die Muße zu haben — so viele literarische Produkte habe ich in den ganzen letzten Jahren nicht gelesen, und so viele Spuren japanischer Wissenschaftler im 19. Jahrhundert habe ich bisher nicht verfolgen können —, tobte im ehemaligen Jugoslawien der Krieg, zu dem natürlicherweise kein Fellow eine schlüssige Erklärung abgeben konnte. Ab und zu diskutierten wir beim Mittagessen oder Abendessen (donnerstags) über die traurigen Vorgänge, aber vor allem über unsere Verlegenheit und Fassungslosigkeit. Aber in den besten Gesprächen, die ich genießen durfte, kam das Wort Jugoslawien nicht vor. Dabei war es so offensichtlich, daß jeder daran dachte.

Von dem kleinen, aber gut ausgewählten Bibliotheksbestand habe ich genausoviel profitiert wie von dem ausgezeichneten Suchdienst der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der Bibliothek. Mit Titeln, die ich selber noch nicht kannte, waren sie oft ein paar Schritte weiter als ich. Auch Frau Enzmann im Sekretariat verdanke ich sehr viel. Für einen, der die deutsche Sprache nur als *gelernte* Sprache benutzt, war ihre Korrektur- und Lektoratsarbeit unentbehrlich. Auf Japanisch sagt man: Ein Dankwort kann meine Dankbarkeit nicht ausdrücken.

Nun bin ich wieder zu Hause. Ich hoffe, daß ich mir später sagen kann, diesmal war *changing places from Berlin to Osaka* auch gut. Andererseits träume ich von der nächsten Gelegenheit von *changing places anywhere in the world*.